

Cees Nooteboom

In der langsamsten Uhr der Welt

Reisen in Afrika



Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 3996

»Eines Tages«, hat Cees Nooteboom einmal erzählt, »habe ich meinen Rucksack gepackt, Abschied von meiner Mutter und den Zug nach Breda genommen, mich an der belgischen Grenze an den Straßenrand gestellt und den Daumen hochgestreckt. Und ich bin eigentlich nie mehr zurückgekehrt.« Seit dieser ersten Reise ist der große niederländische Autor unterwegs, ist zu jenem Reiseschriftsteller mit überwältigendem Werk geworden, den wir heute kennen.

Der vorliegende Band bietet eine Auswahl seiner besten, zum Teil erstmals veröffentlichten Reisegeschichten aus Afrika. Ein Meister der Nebenrouten, ein Spezialist für die unsichtbaren Gärten jenseits der hohen Mauern, ein Kenner der Räume, die hinter fest verschlossenen Türen warten – Cees Nooteboom führt mit Leidenschaft und Brillanz, sachkundig, leichtfüßig und selbstironisch durch Landschaften und Städte eines Kontinents.

Cees Nooteboom, 1933 in Den Haag geboren, lebt in Amsterdam und auf Menorca. Seine *Gesammelten Werke* liegen im Suhrkamp Verlag vor. Im suhrkamp taschenbuch erschienen zuletzt neben *In der langsamsten Uhr der Welt* die Bände *Leere umkreist von Land. Reisen in Australien* (st 3993), *Eine Karte so groß wie der Kontinent. Reisen in Europa* (st 3994), *Auf der anderen Wange der Erde. Reisen in den Amerikas* (st 3995) und *Geflüster auf Seide gemalt. Reisen in Asien* (st 3997).

Cees Nooteboom
In der langsamsten Uhr der Welt

Reisen in Afrika

Aus dem Niederländischen von
Helga van Beuningen und
Rosemarie Still

Herausgegeben von
Susanne Schaber

Suhrkamp

Umschlagillustration: Jan Vanriet

suhrkamp taschenbuch 3996

Originalausgabe

Erste Auflage 2008

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2008

Quellennachweise am Schluß des Bandes

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski

ISBN 978-3-518-45996-6

I 2 3 4 5 6 – 13 12 11 10 09 08

In der langsamsten Uhr
der Welt

*Hinter den brennenden Mauern
verderben die Stunden
in der langsamsten Uhr der Welt.*

*Keiner geht über die Erde.
Keiner fliegt durch die Luft.*

*In einem Feuer geht das Leben vorbei,
so blind wie eine Eule
und so dumm wie ein Huhn.*

Cees Nooteboom,
Ksar, Jbel Sarhro – Atlas, Sahara

Am Rande der Sahara

Als ich ungefähr sechs Jahre alt war, gab es vor unserem Haus in Rijswijk ein verwildertes Gelände, das ich das »landje«¹ nannte. Es war voller Geheimnisse. Hohe Pflanzen, die mir heute nur bis zur Taille reichen, verliehen ihm den Charakter eines Urwalds, und immer noch sehe ich es vor mir: ein gefährliches Gebiet, das ich mit meinen Ängsten und Phantasien bevölkern konnte.

Inzwischen ist, denke ich, die Welt das »landje« geworden. Die Ängste haben sich mit der Zeit gleichermaßen auf Zuhause und Anderswo verteilt, haben aber einen, sagen wir mal, mechanischen Charakter angenommen. Sie sind also nicht länger interessant, es sei denn als Verschwendung von Energie. Die Hirn-ge-spinste und Phantasien werden durch das Reisen angeregt, vor allem dort, wo sich das Sichtbare nicht ganz benennen läßt. Die Aversion, mitten im Unbenennbaren zu leben, hat mich veranlaßt, Sprachen zu lernen. Ich kann mir nicht vorstellen, mich in Spanien oder Peru zu bewegen, ohne mit den Leuten reden, die Zeitung lesen zu können. Selbst dann bleibt noch genug Rätselhaftes. Aber erst später, bei meinen Afrikareisen, und jetzt wieder, bei dieser zweiten Reise entlang dem nördlichen Rand der Sahara, bin ich mir der Erregung des Fremdseins bewußt.

Es ist die gleiche Erregung wie früher, als das »landje« die Welt war: Dinge zu sehen, die man nicht begreift, Zeichen, die man nicht lesen kann, eine Sprache, die man nicht versteht, eine Religion, die man nicht wirklich kennt, eine Landschaft, die einen zurückweist, Lebensweisen, die man nicht teilen könnte. Heute empfinde ich das, merkwürdiges Wort, als Wohltat. Der Schock des völlig Unbekannten ist aus leiser Wollust gemacht. Wenn man nicht teilhaben kann, gibt es vieles, was man zu Hause lassen kann. Die eigenen Masken gelten hier nicht. In den Augen eines Berbers aus Goulimine könnte man genausogut aus Ohio kommen, und das bedeutet: Viele Nuancen, die man sich unter großen Mühen zugelegt hat, werden hinfällig. Damit wird das Reisen zu einer Art angenehmer Leere, einem Zustand der Schwerelosigkeit, in dem man zwar nicht alle Aktualität für sich selbst verliert, aber doch vieles erlassen bekommt – man treibt in fremdem Gebiet, sieht, schaut, sieht, hinterläßt hier und da einen Ritz in der unverletzlichen Oberfläche, verschwindet wieder und kehrt leerer zurück, freilich auch mit Worten.

Dieses Gefühl hat mir früher Spanien vermittelt. Durch das Erlernen der Sprache und ein gewisses Talent für Mimikry hat sich meine Freude an Spanien jedoch in etwas anderes verwandelt: In diesem Land kann ich mich aufführen wie ein Spanier, in das Entzücken eintauchen, vorübergehend ein anderer zu sein, jemand, der auf einer Cafétterasse in Córdoba

die örtliche Zeitung liest; auch eine Art Verschwinden, und genau darum geht es ja. So liest man den *Nice-Matin* in Cannes und verflüchtigt sich im Asphalt der Croisette, oder den *Corriere della Sera* und bleibt dreihundert oder sechstausend Jahre auf dem Großen Platz von Catania sitzen.

Marokko ist anders. Es ist eine Steigerung, eine Stufe höher, man wird zwar zum ausländischen Idioten ernannt, doch durch die Gesetze der Gegenseitigkeit komme ich selbst auch nicht weiter und erreiche damit einen Grad an Unsichtbarkeit, in dem das Gesehene selbst wieder verschwindet, denn was ich sehe, das wenige, das ich zu sehen vermag, ist etwas anderes als das, was ich sehe, genausowenig wie das, was ich höre, Mitteilungen sind, es ist nur Sprache, die ich nicht verstehe, obwohl sie genau dafür da ist: um zu verstehen und verstanden zu werden.

Man ist da, und man ist nicht da, und so bin ich – zum zweitenmal – durch Marokko gereist. Eine solche Reise beginnt noch an einem Ort, für den all das eben Gesagte nicht gilt, in einem Hotel aus den Reiseprospekten, das von sich im Hintergrund haltenden schweigenden, effizienten Schweizern betrieben wird, wo die europäischen Körper sich in der heißen Novembersonne aalen, sich in das uneigentlich blaue Wasser des Swimmingpools fallen lassen und als Wesen eines hochmütigen, in sich geschlossenen Luxusclans die Ersparnisse verprassen, bedient von wieselstinken Marokkanern, die, weil es so zweckmäßiger

ist, nicht ihre verhüllende Kleidung tragen und wie die fixen mageren spanischen und italienischen Kellner aussehen, die der Hocheuropäer schon früher in seinem eigenen Restaurant zu dulden gelernt hat. Die Kellner wiederum fühlen sich durch diesen atemberaubenden internationalen Kontakt unendlich erhaben über das Dorf, den Stamm, den Kreis, aus dem sie kommen, sie haben den ersten Schritt in das Schattentheater des Fortschritts getan, der Wurm steckt im Apfel, und jedes Land hat das Recht auf seinen eigenen verfaulten Apfel.

Goulimine. Von der Fahrt nach Goulimine, tief im Süden gelegen, sind mir die Jungen mit den Eichhörnchen noch am lebhaftesten in Erinnerung. Plötzlich, in den Hügeln, an einer Straßenbiegung, stehen sie da, ihre Jungenleiber wie etwas völlig Natürliches in die Landschaft geschmiegt, wie etwas, das dort *auch* wächst. Sie halten einen sich bewegenden Gegenstand in die Höhe. Als ich stoppe, sehe ich, daß es ein Eichhörnchen ist, das sie gefangen haben und nun verkaufen wollen. Wie ein arabisches Schriftzeichen aus Pelz hängt das Tier an einem Strick um den Hals in der Luft, den langen Schwanz so dicht wie möglich angezogen, die Augen hin und her flitzend vor Angst. Später, im Atlasgebirge, werde ich Zeuge, wie ein schwer ramponierter deutscher Volkswagen bei ein paar dieser Jungen stoppt. Ein blondes Mädchen steigt aus und geht auf sie zu. Als sie sieht, was

sie verkaufen wollen, steht sie einen Moment lang still und beginnt sich dann an die steinerne Bergwand zu übergeben. Die Jungen lachen, weil sie nicht wissen, was sie tun sollen.

Goulimine, Stadt der Blauen Männer. Als ich mich ihr endlich nähere, verspüre ich so etwas wie Aufregung. Warum? Es wird wohl so sein wie Timbuktu, Zagora, Orte, wohin die Männer aus der Wüste kommen, bevor sie wieder in ihr verschwinden. Etwas also, was ich bereits kenne. Ich denke, ein solcher Ort definiert sich durch das Extreme der Landschaft ringsum, durch das ganz Besondere seiner Lebensweise, genauso wie er schon im wörtlichen Sinne ausgesondert ist aus dem ihn umgebenden Nichts. Aber auch hier hat der Tourismus zugeschlagen. Sich an der Ausnahme, dem anderen zu erfreuen, ist nicht länger ein Privileg von Schriftstellern. Zwischen das unvorstellbar Andere und Echte schiebt sich jetzt das vorstellbar Unechte und Schlaffe, amerikanisches Genörgel, Hausiererei mit popeligen Schundobjekten.

Doch der Kamelmarkt selbst ist nicht für uns. Es scheint, als hätten sogar die Wolken den Platz gemieden. Offen, staubig und eigentlich leer liegt er da, bedeckt mit Mist und einzelnen Steinen. Um ihn herum stehen ein paar mißglückte Eukalyptusbäumchen, ein rührender Versuch, der an der heißen Zwei-Uhr-Nachmittags-Sonne abprallt. Brüllende Kamele mit zusammengebundenen Vorder- und Hinterbei-

nen wechseln den Besitzer, Männer in Dschellabas machen mit Fußtritten und scharfen Wendungen giftige Proberitte auf drahtigen Eseln. Zwei wundervolle schwarze Geheimnisse, gelbe Plastikschuhe unter ihrer Finsternis, bezipfelmützt und verschleiert, sitzen im Staub vor einer Mauer und führen unter all ihren Tüchern ein Gespräch. In einer Ecke wird Getreide verkauft, *wheat furnished by the people of the USA, not to be sold*.

Hinter Goulimine kommt nichts mehr, die rote Straße auf der Karte durchquert ein vollkommen weißes Gebiet nach Tan-Tan, aber Tan-Tan ist noch nichts. Angezogen von der Leere auf der Karte fahre ich diese Straße ein Stück entlang, verlasse sie dann, in die getrocknete Erde hinein, am weißglänzenden Skelett einer Ziege vorbei, und halte an, als eine große Kamelgruppe vollkommen still vorüberzieht. Ich nehme mir vor, einmal so weiterzufahren, von Tan-Tan nach Tarfaya und dann nach Aaiún, in die Spanische Sahara und nach Mauretanien, aber jetzt drehe ich um und fahre zurück nach Norden.

Taroudant. Es ist bereits dunkel, als ich Taroudant erreiche. Meterdicke düstere, abweisende Mauern, in denen die Stadt geborgen liegt. Nicht wie in Avignon, wo die Stadt aus ihren Mauern geplatzt ist und auf der anderen Seite einfach weitergeht – wodurch die Mauern etwas Überflüssiges und damit Lächerliches erhalten; nein, sie wird eindeutig um-

grenzt von ihnen, ein Raum für Menschen, ausgespart aus der übrigen Welt, eine feste Burg. Das Hotel ist ein kleiner orientalischer Palast ohne große Zugeständnisse an westlichen Geschmack, mich überkommt ein orientalisches, leicht weihevolltes Gefühl, ich gehe etwas langsamer und gleichfalls ein wenig schlurfend und trinke im Mondlicht neben dem gekachelten Teich ein Glas Tee unter den Hibiskussträuchern. Irgendwo aus den Bäumen ruft eine Eule, von der mir jemand erzählt, sie sei weiß, ein wehmütiger Ruf, als müsse sie ihren Eulenkummer an den Mond loswerden.

Am Morgen darauf wird lauter geschrien. Bereits um fünf Uhr setzt das Krähen von Allahs Hahn ein, so durchdringend, daß ich aus dem Schlaf hochschrecke, ein nicht enden wollender Aufruf zum Gebet, eine Stimme, die gemartert und zugleich routiniert klingt mit ihren endlosen schreienden Wendungen. Man kommt nicht darum herum, der Tag hat begonnen, und Allah wünscht, angebetet zu werden. Als der Muezzin nach einer halben Stunde endlich verstummt, versinke ich wieder in undeutlichen Träumen ohne Zeit und Ort.

Der Morgen ist kalt und neblig. Ich gehe hinaus in die Bibel. Was es an Sonne gibt, setzt die ockerfarbene Stadtmauer in Brand, und an ihr gehen die Jungen mit ihren Schafen, mit Reisigbündeln beladene Esel, Berber aus der Umgebung mit Waren für den Markt vorbei. Die Vögel murmeln in den Mandarinenbäu-

men, skandiert vom Hammer des Kupferschmieds. Männer lassen prüfend Getreide durch die Hand rieseln, Pferde werden beschlagen, eine Frau leckt schnell an frischem Tongeschirr, Kräuter werden wieder und wieder gewogen mit einem Gewicht, leicht wie eine Feder, der Schlangenbeschwörer hat so früh schon sein Publikum, beim Schlachter stehen die Kamelfüße ordentlich in Reih und Glied, *balek! balek!* schreit der Eseltreiber mit seiner Last von großen Brocken glitzerndem Salz, ich sehe die Welt, wie sie nicht mehr ist, Fleisch duftet aus hohen, spitz zulaufenden Tontöpfen in glühender Holzkohle, Frauen in langen schwarzen Gewändern und mit phantastischem Schmuck trennen die Spreu vom Weizen.

Was macht mich hier so glücklich? Vielleicht ist es die Stille, es gibt nur Geräusche von Menschen und Tieren. In einer Ecke des Marktes parken sämtliche Esel. In wenigen Jahren werden es Mopeds sein, noch später Autos. Aber jetzt noch nicht. Vielleicht ist es auch die Sichtbarkeit von allem: wie Dinge hergestellt werden. Schmiede, Gerber, Bäcker, alles schart sich um diesen Markt, Schreiber und Geschichtenerzähler, Bettler und Schlachter, der gesamte Kosmos auf einem Haufen, eine Welt, die in sich geschlossen ist, sich selbst bedient und versorgt, eine Welt im Lot, wie es scheint. Nur mit den Augen und der Stimme schlägt der Geschichtenerzähler einen Bombentrichter der Fiktion mitten in die Menge. Seine Zuhörer

sind für die Welt verloren. In ihrer Aufmerksamkeit steckt eine schreckliche Unschuld. Die Stimme des Erzählers plätschert, stockt, jagt, schreit, verebbt wieder, und sie folgen ihr, von nichts abgelenkt. Das nenne ich Schreiben! Ich würde gern in dieser Menge versinken oder vielleicht auch nur dazugehören. Weiter als bis zu einem Glas Krauseminztee komme ich aber nicht. Als ich durch den endlosen Irrgarten der Kasbah zum Stadttor zurückspazierte, höre ich hinter mir noch immer die Trommeln und die hohe mäandernde Flöte des Schlangenbeschwörers.

Taourirt. »Rückkehr an einen Ort, an dem wir früher geweilt haben, ist sehr gut möglich, Rückkehr zu einem Augenblick dagegen, den wir früher erlebt haben, leider nicht.« Das ist der letzte Satz des Buches *Het mysterie tijd* (Das Mysterium Zeit) von Dr. P.J. Zwart. 1960 reiste ich durch Marokko. In Marrakesch fuhr ich mit dem Bus, damals ein äußerst unbequemes Beförderungsmittel, durch den Hohen Atlas über Ouarzazate zum letzten Grenzposten vor Mauretanien, der Oase M'Hamid in der Sahara, wo das Flößchen Draa unter dem Sand verschwindet und der Sand selbst und ein paar Kamele und sehr wenige Berber sich auf den langen Marsch nach Timbuktu begeben. Es war eine großartige Fahrt durch hohes, wildes Gebirge – heiß, was vor allem unangenehm war, weil der Mann neben mir den ganzen Tag einen Kalbskopf auf dem Schoß hielt, und geheimnisvoll durch die eigenartigen hohen, assyrisch anmutenden

roten und ockerfarbenen Forts entlang der Straße, die *ksar* genannt werden.

Damals war ich noch unbelastet von jeglichem Wissen über die Berber, ich schaute nur. Nun, da ich mehr von ihnen weiß, weiß ich wie gewöhnlich weniger – ein geheimnisvolles Volk, dessen Ursprung unbekannt ist, Stämme mit Namen wie Tachelheit und Tamazirt, eine Schrift, Tifinar, geschrieben in einem geheimnisvollen Alphabet, das wahrscheinlich nur Borges lesen kann, und hundert Theorien, woher diese Imasirenen gekommen, wer sie gewesen sind: Gab es sie bereits, als Dido, die Prinzessin von Tyros, nach Nordafrika kam und Karthago gründete? Oder waren es die Gätuler, die Hannibal zu Purpur und Elefanten verhalfen? Oder die Äthiopier, von denen Skylax von Karthago berichtet? Oder die Lixiten von Hamon? Oder waren es, wie Malek Ibn Marahbet sagt, »himyaritische, moderitische, koptische, amalekitische Stämme, die gemeinsam aus Syrien nach Nordafrika wanderten«?

Alt, alt ist das Wort, das sich am stärksten aufdrängt, die Sprache, die Namen, die ungeklärte Geschichte, die Forts, die Wüste, der steinige Boden, die Täler, eine Welt, noch umschlossen von den Eihäuten der Antike und somit von einer fast verbotenen Anziehungskraft, jahrhundertealte, versteinerte Talmudweisheit in den *mellahs*, den jüdischen Vierteln innerhalb der Kasbahmauern, kabbalistische Rätsel, Geschichten, ausschließlich mündlich aus der Bibel

überliefert, Fossilien, bestehend aus Sprache, Fossilien aus Gesten, der Stab des Hirten, der Pflug des Bauern, die Stimme des Erzählers, das Feuer des Schmieds, die Gültigkeit der Parabeln.

Ich stehe vor der Kasbah von Taourirt. Dort stand ich schon einmal vor dreizehn Jahren. Damals führte mich ein alter Mann hinein, zeigte mir die Synagoge, eine Lehmhöhle, in der Gold blinkte, zeigte mir an einem Mittag mit bestialischer Sonne einen verborgenen Garten, in dem sich im Wasser leise Schilf bewegte und aberwitzige Frösche quakten. Mit einem Griff riß er Rosen von einem Strauch und zerdrückte die Blütenblätter in meiner Hand. Und als wir aus dem Garten herauskamen, sah ich eine Frau in einem hellfarbenen langen Gewand, schwarzglänzende Augen und eine auf ihre Stirn herabhängende Rose. Jetzt ist nichts mehr da, nur die Erinnerung.

Ich streife durch die verwirrenden Gassen aus Sand, vorbei an endlosen Lehmwänden, die ineinanderfließen, verschwinden, wieder von vorn beginnen, finde den Garten aber nicht mehr. Die Juden sind fort, die Synagoge gibt es nicht mehr, oder man will sie mir nicht zeigen, und wenn ich die Frau gesehen habe, habe ich sie nicht wiedererkannt. Dafür habe ich den Tod gesehen. Irgendwo in einer dunklen Ecke, wo es feucht und klamm ist, liegt eine Stimme aus schmutzigem Staub, denn das ist das einzige, was ich in dieser Dunkelheit sehen kann, ein Mensch, von dem nichts mehr übrig ist als ein Bündel Kleider,